

Die Gesamtrestaurierung der katholischen Filialkirche St. Martin, Tersnaus

Autor(en): **Rutishauser, Hans**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Jahresberichte des Archäologischen Dienstes Graubünden und
der Denkmalpflege Graubünden**

Band (Jahr): - **(1997)**

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-821311>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Gesamtrestaurierung der katholischen Filialkirche St. Martin, Tersnaus

Hans Rutishauser

Die Kirche St. Martin ist eines von sechs Gotteshäusern in der Pfarrei Tersnaus-St. Martin. Mit der Pfarrkirche sowie den Kapellen St. Antonius von Padua in Traversasch und St. Katharina sind vier Kirchenbauten in den letzten Jahren umfassend restauriert worden, eine grosse Aufgabe aber auch schwere Last für die Kirchgemeinde, die trotz Beiträgen von Bund, Kanton und Kirchenkasse Ausserordentliches geleistet hat.

Die gotische Vorgängerkirche

In einem Indulgenzbrief (Ablassbrief) vom 4. Januar 1345 für die Talkirche des Lugnez, St. Vincentius in Vella, wird eine Kapelle St. Martin erstmals urkundlich genannt: «S. Martin in Valles». Eine in der bischöflichen Sammlung in Chur erhaltene hochgotische Holzplastik eines stehenden hl. Martin als Bischof entstand um 1340 und stammt aus der Kirche St. Martin (ehemals im Diözesan-Museum, Schwyz). Spätestens in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts hat also in St. Martin ein Gotteshaus bestanden.

Am 5. Juni 1462 wurde ein Altar zu Ehren des heiligen Martin geweiht. Am 4. Juli 1497 erfolgte die Neuweihe der Kapelle. Diese Neuweihe zur Zeit der Spätgotik bildete den Abschluss eingreifender Baumassnahmen. Das Eingangsportal war mit einem profilierten Kunststeingewände versehen worden, das im Scheitel mit einer Kielbogenspitze abschloss. Zahlreiche Bruchstücke von Gewändekunststeinen wurden als Spolien beim Turmbau am Ende des 17. Jahrhunderts als Bausteine vermauert. Sie stammen wohl von spätgotischen Fenster-

gewänden, also ebenfalls aus der Zeit des Neubaus um 1497. Die Verwendung von Kunststein ist in der Spätgotik des 15. Jahrhunderts in Graubünden – wie übrigens auch im Wallis – nicht selten. Kunststein aus hochgebranntem Gips (Anhydrit) ist zum Beispiel für Fenstermasswerke (Churwalden), Emporenbrüstungen (Müstair) und Sakramentsnischen (Mistail) verwendet worden und ersetzte in diesen Fällen die häufig für Bauplastik angewendeten Natursteine wie Tuff, Rauhwacke, Kalkstein oder den nur ausnahmsweise vorkommenden Sandstein.

Auf dem nördlichen Seitenaltar steht auch nach der Restaurierung 1996/97 wieder das spätgotische Vesperbild aus der Zeit um 1500; eine etwas derbe, aber eindruckliche Darstellung des toten Christus auf dem Schoss der klagenden Muttergottes. Am Chorbogen hängt zudem ein feingliedriger spätgotischer Kruzifixus, der ebenfalls am Ende des 15. Jahrhunderts entstanden ist. Die scheibenförmigen Enden am Holzkreuz sind mit den Symbolen der vier Evangelisten bemalt, wohl eine etwas jüngere Arbeit aus dem 16. Jahrhundert.

Die Teiluntersuchungen von Manuel Janosa, Archäologischer Dienst Graubünden, im Boden und am aufgehenden Mauerwerk der Nord- und Ostwand im Schiff ermöglichten, ohne zerstörende Eingriffe, die zeichnerische Rekonstruktion der noch bis zum Ende des 17. Jahrhunderts bestehenden mittelalterlichen Kirche. Deren Schiff war bloss halb so lang wie jenes der nachfolgenden Barockkirche und umfasste etwa drei Fünftel der heutigen Breite. Die Form des ehemaligen Chorabschlusses (gerade oder polygonal) konnte nicht mehr nachgewiesen werden. Dagegen fand man den ur-

sprünglichen Boden, einen Kalkmörtel-Estrich.

Die Barockkirche

Kirchlich unterstanden die sieben Höfe von St. Martin im Mittelalter der Talkirche St. Vincentius in Vella. Am 9. Juni 1528 schlossen sie sich mit Camuns, Surcasti und Tersnaus zu einer gemeinsamen Pfarrei zusammen und lösten sich damit von der Mutterkirche St. Vincentius. Am 14. Juni 1669 löste sich Tersnaus auch aus diesem Pfarreiverband und wurde damit eine selbständige Pfarrei, der St. Martin noch heute angehört. Die sieben Höfe von St. Martin vereinigten sich kurz nach dieser Pfarrei-gründung, am 22. Oktober 1671 zu einer Nachbarschaft mit gemeinsamem Dorf-recht.

Wohl in der Folge dieser politischen und kirchlichen Verselbständigung ist der um-

fassende Neubau am Ende des 17. Jahrhun-derts zu sehen, der mit einer Neuweihe am 30. Juni 1695 abschloss. Es ist dies die Kir-che, wie sie in ihrem baulichen Bestand und in ihrer Ausstattung bis heute weitgehend erhalten ist. Der Bau ist wohl aus topogra-phischen Gründen nach Westen ausgerich-tet. Der eingezogene, dreiseitig geschlosse-ne Chor ist relativ gross, nämlich zwei Drit-tel so tief wie das Schiff. Der Chor wird von grätigen Kreuzgewölben gedeckt. Über dem Schiff wölbt sich über einem umlaufenden Gesims eine Tonne, die im Scheitel drei Stuckmedaillons zieren. Im mittleren ist als besondere Verzierung eine Glocke aus Stuck geformt. Die Gussformen welche die barocken Stukkateure für die stuckierten Blattstäbe der Decke verwendeten, haben sich – ein seltener Glücksfall – im Dachge-schoss auf dem Gewölbe erhalten.

Das Äussere der Kirche ist geprägt durch den Farbzweiklang zwischen gelbgrauen

Abb. 6: Kirche St. Martin,
Ansicht von Nordwesten.





Abb. 7: Kirche St. Martin.
Blick gegen den Chor.

Naturputzflächen und den weiss gekalkten Einfassungen der Tür- und Fensteröffnungen sowie der weissen, mit Ritzquadern belegten Lisenen. Der Turmhelm ist wieder, wie in der Barockzeit, mit handgespaltenen Lärchenholzschindeln gedeckt. Schiff und Chor sind einheitlich mit rautenförmigen Chromstahlplatten belegt, welche Form und Erscheinung des vormaligen Blechrautendaches übernehmen.

Aus der Zeit des hochbarocken Neubaus stammt auch das Wandbild des heiligen Martin als Mantelspender über dem Eingangportal. Die Umrisse der Figuren und des Pferdes sind in den feuchten Putz eingritzelt, die Farbe wohl al fresco angelegt. Die Strichelretouches der Restauratoren verdecken die argen Beschädigungen, die von Kugellöchern eines vandalischen Luftgewehrs stammen.

Der Turm sitzt rittlings auf der nordseitigen Chorschulter und auf dem nordseitigen Chorbogen, eine asymmetrische Belastung, welcher der Bau auf die Dauer nicht standhalten konnte. Im Turm hängen drei Glocken, die älteste stammt noch aus dem Vorgängerbau und trägt die Inschrift: «San(c)te Martine ora pro nobis» (heiliger Martin bete für uns) und das Datum 1655.

Die Ausstattung der Kirche ist von beeindruckender Geschlossenheit. Sie umfasst drei Altäre, eine intarsierte Kanzel und ein reich profiliertes Chorgestühl sowie verschiedene Reliquare. Die drei Altäre zeigen eher schwerblütige Formen eines ländlichen Barock, die Fassungen (Bemalungen und Vergoldungen) konnten unter wenigen jüngeren Übermalungen im originalen Zustand freigelegt werden.



Abb. 8: Das Apostelfries von
Hans Ardüser, 1593.

Der Hochaltar ist 1698 datiert, das qualitätvolle Altarblatt, wohl eines italienischen Malers, zeigt die Heiligen Martin, Antonius von Padua und Ignatius. Beide Seitenaltäre an den Chorschultern sind 1704 datiert und besitzen ebenfalls noch die originalen Altarbilder. Erwin Poeschel vermutet als Urheber der Ölmalereien den Disentiser Klosterbruder Fridolin Eggert. Beides sind Marienaltäre. Auf dem Südalтар ist ihre Krönung, auf dem Nordaltar sind ihre Schmerzen dargestellt.

Die polygonale Kanzel mit Schalldeckel und Rankenkrone ist mit der Jahrzahl 1779 datiert, mit Intarsien sind die Initialen «IHS» für Christus und «Martinus» für den Kirchenpatron geschrieben.

Beachtlich sind auch die Chorstühle mit hohen Dorsalien (Rückenwänden), die mit reich ausladendem Gesimse abschliessen. Auf diesem sind immer noch die barocken Reliquienschreine exponiert.

Die Apostelzyklen der Wandmalerei

Die weiss gekalkten Wände in Schiff und Chor sind mit stehenden Figuren bemalt. Auf der linken Chorschräge ist der heilige Martin im Bischofsornat, auf der rechten Chorschräge die heilige Maria Magdalena dargestellt. Im Schiff wird die Apostelreihe auf der linken Südwand vom Salvator angeführt, auf der Nordwand von Maria, dann folgen in regelmässigen Abständen auf jeder Seite je sechs Apostel. Die Wandbilder dieser sechzehn Personen sowie die Weihenkreuze liegen auf derselben Putzschicht und stammen wohl aus dem ausgehenden 18. Jahrhundert.

Die Malereien entstanden vielleicht im Zusammenhang mit der Einrichtung einer Kaplaneipfründe in St. Martin für einen deutsch sprechenden Benefizianten am 2. November 1776. Die Kalkmalerei ist schlicht, aber als volkskundliche Arbeit von eigenem Reiz. Die eigenwillige Qualität der spätbarocken Wandbilder zeigte sich erst nachdem die Restauratoren die entstehenden Übermalungen unseres Jahrhunderts

entfernt hatten. Der Maler dieses Apostelzyklus aus dem 18. Jahrhundert hatte die Öffnungssymmetrie des Raumes mit einem aufgemalten Blindfenster an der Nordseitenwand vervollständigt. Dieses aufgemalte Blindfenster zeigt ein einfaches Fensterkreuz und Rundscheiben-Bleiverglasung, sogenannte Butzenscheiben. Nach der Vorlage dieses Blindfensters wurden die neu gefertigten Fenster in barocker Manier rekonstruiert.

An der Nord- und Ostwand des Schiffes war an Putzfehlstellen, sowohl innen wie aussen, eine tiefer liegende Verputzschicht zu erkennen, die noch vom Vorgängerbau stammen musste. Bei Sondierschnitten im Inneren, im Bereich des aufgemalten Blindfensters, stiessen die Restauratoren auf eine Malschicht, deren schablonenartige Dekorationsformen auf eine Renaissance-Malerei wies. Tatsächlich stiessen die Restauratoren in den Zwischenräumen der spätbarocken Aposteldarstellungen auf einen älteren Apostelzyklus, der eine Putzschicht tiefer lag. Sobald die erste Figur teilweise vom Putz des 18. Jahrhunderts befreit war, wurde deutlich, dass die Malerei ein Werk von Hans Ardüser ist. Damit standen wir vor der Qual der Wahl. Durften wir einen Teil des Apostelfries des 18. Jahrhunderts zugunsten einer älteren Malerei vom Ende des 16. Jahrhunderts opfern?

An einem Konsekrationskreuz wurde von den Restauratoren geprüft, ob eine Ablösung ohne Substanzverlust möglich sei. Die nicht ganz einfache Operation gelang, und so entschloss man sich, die Mal- und Putzschicht der spätbarocken vier Apostel von der Malerei Ardüasers zu trennen. Die ehemalige Nordseite des gotischen Kapelenschiffes ist auf seiner gesamten Länge von fünf Metern von Hans Ardüser bemalt

worden, nämlich mit den sechs Aposteln Petrus, Andreas, Jakobus dem Älteren, Johannes Evangelist, Philippus und Bartholomäus. Die Wandmalerei ist zudem mit dem vollen Namen «Hans Ardüser» signiert und 1593 datiert. Die Apostel stehen unter Arkaden auf einem gelben Balkenband, ein ebensolches schliesst die Bildfläche gegen oben als Gesimse ab. Die Arkaden ruhen auf gelben Kantpfeilern, die mit Maserholzfüllungen bemalt sind. Die Arkadenzwickel zieren vierblättrige Rosen. Die Köpfe der Apostel sind mit verschlungenen Schriftbändern mit ihren Namen hinterlegt. Diese Schriftbänder enden in Kordeln mit Quasten. Neben zahlreichen Pickelhieben, welche zur Haftung des spätbarocken Verputzes eingeflickt wurden, sind die Figuren von Jakobus und Philippus durch grössere Fehlstellen verletzt, dort, wo im 19. Jahrhundert eine Emporenbrüstung in die Nordwand versetzt war und später einmal nach vorne erweitert wurde. Unter dem Apostelfries sind Rötelnritzeleien des 17. und 18. Jahrhunderts als Pilgerzeichen zu erkennen. Ein Stossgebet zum heiligen Martin und den Aposteln hat wohl manchen Reisenden Mut schöpfen lassen, bevor er die enge Schlucht des Valserrheins durchquerte, oder der Wanderer dankte im Gebet für himmlisches Geleit nach überstandener Gefahr.

Die vier abgelösten Apostelbilder des Spätbarock sind heute, auf einem neuen Träger befestigt, an der Eingangswand zu Seiten des Portals aufgehängt. Natürlich bedeutet jede Wandbild-Ablösung einen nicht unbedenklichen Eingriff. Der Gewinn der erfreulich gut erhaltenen Apostelbilder von Hans Ardüser mag aber diese Operation und den Unterbruch des Apostelzyklus aus dem 18. Jahrhundert rechtfertigen.

Die Fledermauskolonie im Dachboden

Neben den kultur- und kunsthistorischen Kostbarkeiten ist St. Martin auch naturkundlich-zoologisch von ausserordentlicher Bedeutung.

Im Dachgebälk findet sich vom April bis September eine der wenigen Kolonien einer seltenen Fledermausart, der Kleinen Hufeisennase (*Rhinolophus hipposideros*). Im unteren Lugnez und am Eingang des Valsertales befinden sich auf kleinem Raum sieben Wochenstuben der Kleinen Hufeisennase, insgesamt rund 580 Tiere. Die Mehrzahl dieser Fortpflanzungsquartiere befindet sich in Kirchendachstöcken. «Die Täler Lugnez und Vals stellen somit gesamtschweizerisch das wichtigste Rückzugsgebiet für die stark bedrohte Kleine Hufeisennase dar», schreibt die Biologin Miriam Lutz in einem Bericht des Jahres 1992.

Deshalb war beim Neudecken des Kirchendaches, aber auch bei den statischen Verstärkungsarbeiten des Kirchturmes und des Dachstuhles besondere Vorsicht geboten. Die originale Deckung auf Schiff und Turm im 17. Jahrhundert war ein Holzschindelschirm. Denkmalpflegerisch wäre dies die beste Lösung gewesen, nachdem das Blech-Rauten-Dach ersetzt werden musste. Die Zoologen äusserten allerdings Bedenken. Es sei gerade das sich rasch erwärmende Metaldach, welches ideale Be-

dingungen für die hohe Raumtemperatur der Fledermaus-Wochenstuben böte. So entschieden sich alle Verantwortlichen, die Baukommission, der Architekt, das Amt für Landschaftspflege und Naturschutz, die Fachstelle Fledermausschutz und die Denkmalpflege, das bestehende schadhafte Weissblechdach durch eines aus Chromstahlblech zu ersetzen. Die technisch geforderte geringe Unterlüftung der Metallhaut sollte, so hoffen wir, zu keiner schädlichen Abkühlung der Dachraum-Temperatur führen. Die Bauarbeiten hatten zudem in den Monaten Oktober bis März zu erfolgen, nämlich dann, wenn die Fledermäuse in ihre uns unbekanntes Winterquartiere, wohl natürliche Höhlen, ausweichen. Spätestens beim Bezug des Wochenstubenquartiers im April 1997 mussten alle Arbeiten am Dachstuhl und an der Dachhaut abgeschlossen sein. Das Arbeiten im Winterhalbjahr war eine Erschwerung für die ausführenden Handwerker, die anfallenden Verteuerungen wurden von den Naturschutzfachstellen von Bund und Kanton übernommen. Im Jahr 1997 sind die Alttiere in erfreulich grosser Zahl zurückgekehrt, die Nachwuchsrate war mit weniger als 20 Jungtieren allerdings bedenklich klein. Hoffentlich war die Ursache dafür bloss der nasskalte Sommer 1997 und nicht die baulich erneuerte und veränderte Dachhaut der Kirche St. Martin.